

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Guelle

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Rechte vorbehalten

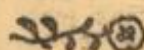
Nummer 32

Sonntag, den 8. Juli 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 8. Juli: (6. Sonntag n. Pfingsten): Hilian; Montag, 9. Juli: Veronika; Dienstag, 10. Juli: Sieben Brüder; Mittwoch, 11. Juli: Pius I.; Donnerstag, 12. Juli: Johannes Qualbertus; Freitag, 13. Juli: Margareta; Samstag, 14. Juli: Bonaventura.



Sechster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Markus 8, 1-9.

In jener Zeit, als viel Volk beisammen war und es nichts zu essen hatte, rief Jesus seine Jünger zusammen und sprach zu ihnen: Mich erbarmt das Volk; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie ungespeist nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verfaulen; denn einige von ihnen sind weit hergekommen. Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird jemand hier in der Wüste Brod bekommen können, um sie zu sättigen? Und er fragte sie: Wie viele Brod haben ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brod, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten; und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischlein, und er segnete auch diese und ließ sie vorlegen. Und sie aßen und wurden satt; und von den Stücklein, die übriggeblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf. Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei viertausend; und er entließ sie.

*

Der Reformator Papst Gregor VII. (Fortf.)

Die Faltensynode des Jahres 1075 in Rom brachte das päpstliche Verbot der Laieninvestitur (Weihnung eines kirchlichen und zugleich weltlichen Amtes mit Ring und Stab durch den weltlichen Fürsten.) Wenn Gregor damit den Widerspruch weiter Kreise hervorrief und sofort in eine Kampfstellung zu den weltlichen Fürsten und namentlich des deutschen Königs kam, so war des Papstes energischer Schritt keineswegs eine Neuerung, sondern durch ähnliche Verbote seiner Vorgänger bereits eingeleitet. Gregor hatte in seiner einflussreichen und weitverbreiteten Stellung vor Antritt seines Pontifikates genug gesehen und wollte dem unerträglichen Gewaltmißbrauch seitens der Könige in Deutschland und Frankreich bei der Besetzung der kirchlichen Stellen unter allen Umständen ein Ende machen. Nicht bloß war an die Stelle der Bischofs- und Abtswahlen die königliche Ernennung getreten, die Konsekration durch die Investitur mit Ring und Stab in den Hintergrund gedrängt, sondern Simonisten und feile Höflinge hatten die besten Stellen durch die verwerflichsten Mittel erlangt. Oft wurden Bistümer an die Meistbietenden verkauft, die verausgabten Summen schenkte die neuen Bischöfe wieder von ihren Geistlichen herauszutreiben, die jetzt wiederum die Sakramente den Gläubigen verkauften, ja ihre Stellen erblich zu machen suchten. Solche Bischöfe und Priester waren Todfeinde jeder besseren Regung und hatten ein Interesse, daß die Bessern, die der Staat der Kirche anvertraut hatte, immer fester geschnürt wurden. Es war hohe Zeit, daß die Kirche Deutschlands durch rasche energische

schon durchgreifende Maßnahmen vor dem ihr drohenden Untergang bewahrt wurde.

1. Den entschiedensten Widerstand in seinen nur von den höchsten Interessen für die Kirche getragenen Maßnahmen fand Gregor an König Heinrich IV. von Deutschland. Im Jahre 1056 hatte Heinrich als blühendes Kind den Thron seines Vaters geerbt. Der Erzbischof Anno von Köln leitete die Erziehung des verwaisen Königs, später Bischof Walbert von Bremen. Beide waren zwar tüchtige, sittenreine Priester und Bischöfe, fanden aber nicht den rechten Mittelweg bei der Heranbildung des jungen Königs. Anno von Köln neigte zur Strenge, während Walbert nachsichtig war und dem hochbegabten, aber leidenschaftlichen und eigenwilligen Knaben nicht genug wehrte. Mit 15 Jahren wurde Heinrich für mündig erklärt, und nun konnte der junge König seinen Launen die Zügel schießen lassen. Zwei furchtbare Leidenschaften beherrschten ihn, die Wollust und die Grausamkeit. Mit den Genossen seiner Sünden führte er ein wahrhaft unkönigliches, lasterhaftes Leben und erniedrigte die Königswürde bis in den Staub. Kein Mädchen war vor ihm sicher. Dabei machte es ihm kein Bedenken, beim geringsten Verdachte die Vertrauten seiner Luste aus dem Wege räumen zu lassen. Um seinem ausschweifenden Leben ein Ende zu machen, vermählte ihn der wieder zu Einfluß gelangte Erzbischof Anno mit der ihm bereits von seinem Vater zur Gemahlin bestimmten Verta, Gräfin von Susa. Heinrich aber vernachlässigte sie und führte mit seinen Genossen sein ungebundenes, ärgersüchtiges Leben weiter. Dem wiederholten Rufe, nach Italien zu kommen und sich die Kaiserkrone zu erwerben, folgte er nicht. Um von der ihm lästigen Ehe befreit zu werden, versprach er dem der Scheidung günstigen Erzbischof Siegfried von Mainz den Beuten in Thüringen. Der päpstl. Kardinallegat Petrus von Damiani aber trat aufs entschiedenste für die Rechte der zurückgesetzten Gattin ein.

Der Schauplatz seines Sündenlebens war Sachsen. Hier hatte er, um die entsetzten Sachsen besser im Banne zu halten, mehrere Burgen angelegt, was natürlich den Anmut des Volkes noch mehr reizte. Das Volk hatte nicht nur fortwährend Naturalieferungen und Zonen zu leisten, sondern sah sich der Willkür und den wüsten Ausschreitungen der nichtsächsischen Genossen und Diensleute des Königs schutzlos preisgegeben. Da, der Fürst selbst, statt den Beschwerden sein Ohr zu öffnen und einzuschreiten, nahm an dem Übermäßigen, leichtsinnigen und sittenlosen Treiben seiner Umgebung teil. Es war klar, daß die Unzufriedenheit der Sachsen eines Tages zu einer Bewegung sich auswachsen würde, die dem König gefährlich werden konnte. Die Empörung brach wirklich aus, als nach weiteren Quälereien und Drangsalierungen Heinrich im Sommer des Jahres 1073 zu einem Feldzuge gegen die Polen ein bedeutendes Heer aufzog und sich das Gerücht verbreitete, daß es auf Sachsen abgesehen sei. Das ganze Sachsenvolk mit seinen Fürsten und Bischöfen erhoben sich, ein mächtiges Heer riefte vor die Harzburg, die Zwingburg des Königs bei Goslar, und verlangte vom König Abbruch der Burgen, Entschädigung der beeinträchtigten Fürsten, Entlassung der schlimmen Ratgeber und Verlegung der Hofhaltung in andere Gegenden. Es gelang Heinrich, zu fliehen und Unterstützung bei den Bürgern der rheinischen Städte zu finden. Die angebotene Unterstützung reichte aber nicht aus, und Heinrich sah sich zu dem schimpflichen Vertrag von

Verfungen a. d. Werra genötigt, worin die Forderungen der Sachsen bewilligt wurden. Die sächsischen Bauern verhielten aber bei der Niederwerfung der Burgen so roh und zügellos, daß sie gegen die Abmachung außer den Ringmauern der Harzburg auch den Palast zerstörten, ja die Pfarrkirchen niederbrannten, in ihrer blinden Zerstörungswut selbst die Altäre zerstörten, die Reliquien der Heiligen und die Gebeine der in der Kirche bestatteten Glieder des königlichen Hauses herausrissen und die Kirchengeräte raubten. Dieser frevelhafte Übermut entfremdete die Fürsten den Sachsen. Der Erzbischof von Mainz belegte die Kirchenschänder mit dem Banne, und als der König jetzt die Fürsten zum Kriege gegen die Vertragbrüchigen entbot, leisteten alle sächsischen, ja auch sächsische Große bereitwillig Beistand. Die nichtsahnenden Sachsen wurden bei Hohenburg a. b. Unstrut überfallen und ihnen eine schwere Niederlage bereitet. Schwer lastete jetzt die Hand des Königs auf dem Lande. Der glückliche Ausgang des Kampfes weckte bei ihm, dem die Selbstbeherrschung fehlte, nicht die wahrhaft königliche Tugend der Milde, sondern die niedrige Leidenschaft der Rachsucht und Härte. Vom Glücke berauscht, von tiefer Demütigung zur höchsten Macht emporgehoben, gedachte er diese auch auszunutzen und mißachtete nicht nur die Fürsprache des Papstes für die gefangenen Bischöfe, sondern im Gefühle seiner Machtstellung auch dessen ernste Vorstellungen und Warnungen wegen der freien Verfügung über die Besetzung der Bistümer, die allerdings herkömmlich war, aber jetzt kaum eine Beachtung fand.

2. Solchergehalt war die Lage in Deutschland, als Gregor von König Heinrich, wie vom gesamten deutschen Klerus ein Eingehen und eine energische Befolgung seiner eingeleiteten Reformen forderte. Heinrich schwankte hin und her, je nach seiner augenblicklichen Lage. War diese ungünstig, dann erging er sich dem Papste gegenüber in Ausbrüchen und Handlungen der tiefsten Erbitterung. War ihm aber das Glück günstig, dann fuhr er fort, die kirchlichen Bestimmungen über Besetzung der Kirchenämter zu mißachten und mit den genannten Bischöfen und Mäkten zu verkehren. Nachdem er den sächsischen Aufstand blutig und grausam niedergeschlagen hatte, war er voll Übermut in seinem Glücke. Er nahm die vom Papste gebannten simonistischen Mäkte wieder zu sich, befehligte die geistlichen Ämter wieder nach Willkür und um Geld und verlegte im Gefühle seiner Schuld die Alpenpässe, damit keine ihm mißliebige Nachricht nach Rom gelangen konnte, ja forderte vom Papste die Absetzung der gefangenen sächsischen Bischöfe ohne alle weitere Untersuchung. Der Papst konnte darauf nicht eingehen, und da er von Heinrichs weiteren Freveln in Kenntnis gesetzt war, machte er ihn an seine Pflichten als König und Christ, die er fortwährend mißachtete, und erklärte sich zu jeder billigen Ausgleichung über die bestehenden Differenzen bereit. Als die päpstlichen Legaten mit diesen Weisungen nach Deutschland gingen, wurden sie Weihnachten 1073 zu Goslar von Heinrich mit Mißachtung behandelt. Sie konnten sich überzeugen, daß vom König keine Besserung zu erwarten war. Vor ihren Augen hatte er allen Gesetzen der Kirche und selbst des Anstandes Hohn gesprochen. Seine schändlichen Ausschweifungen waren allbekannt. Seine Mäherinnen schmückten sich mit den Kostbarkeiten der Kirchen, während seine Gemahlin seinen Daß erfuhr. Maßlos grausam war sein Verfahren gegen die bezwungenen Sachsen, tyrannisch und empfindend

sein Verfahren in kirchlichen Angelegenheiten. Beraten und aufgestachelt von den sich schuldig fühlenden Bischöfen und Geistlichen, tat Heinrich den unheilvollsten Schritt seines Lebens. Auf einem deutschen Nationalkonzil zu Worms, 24. Januar 1076, ließ er den schändlich verleumdeten Papst absetzen und durch einen jedes Maß überschreitenden Brief als „Heinrich nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes Gnaden König, Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch“ auffordern, herabzusteigen von dem Stuhle, welchen er durch List, Gewalt, Volksgunst und Geld in Besitz genommen habe. Mit diesem Gewaltstreich wurde der Investiturstreit zu einem Kampfe, der beiden Parteien, dem Königtum wie dem Papsttum, schwere Wunden schlug, da er auf beiden Seiten mit den schärfsten Waffen geführt wurde. Wir können hier nicht die ganze Entwicklung des Kampfes geben, nur die Hauptphasen seien gekennzeichnet.

Als Heinrichs Bote, der Geistliche Roland aus Parma, die Kühnheit hatte, das Lästerschreiben der im Lateran versammelten Synode zu überbringen, brach ein solcher Sturm los, daß er in Stücke zerrissen worden wäre, wenn nicht der Papst den königlichen Gesandten in Schutz genommen hätte. Am folgenden Tage wurde über den König und seine Mitgeschulbigen der Bann ausgesprochen und die Untertanen vom Eid der Treue gegen ihn enthoben. Der Schritt war von der größten Tragweite. Heinrich erging sich zwar in Schmähungen und Wutausbrüchen, als die Tat des Papstes bekannt wurde, mußte aber sehen, wie die Stimmung seiner Freunde umschlug und die Reihen seiner Anhänger nach und nach sich lichtet. Die Fürsten und Bischöfe erkannten immer mehr, daß dem Unwürdigen auf dem Throne kein Mitleid gebühre, und im Oktober 1076 versammelten sie sich zu Tribur, um in seltener Einmütigkeit über den König zu Gericht zu sitzen, d. h. einen neuen König zu wählen. Auch Heinrich fand sich in der Nähe ein, und es gelang ihm, durch demütige Bitten und Versprechungen die Fürsten umzustimmen. Die Wahl eines neuen Königs unterblieb, aber er mußte ein förmliches Abkommen eingehen, wonach das Wormser Urteil widerrufen und dem Papste wie den deutschen Fürsten Genugtuung geleistet wurde. Weiter sollte der König ohne weiteres für abgesetzt gelten, wenn er nicht innerhalb eines Jahres von dem Banne losgesprochen sei. Auf dem nächsten Reichstag in Augsburg sollte der Papst endgültig über Heinrich entscheiden.

Heinrich sah ein, daß die Krone auf dem Spiele stand. Wenn der Reichstag zustande kam, hatte er von den deutschen Fürsten kein Erbarmen zu erwarten. Da entschloß er sich, dem zuvorzukommen, den Papst für sich zu gewinnen und dadurch den Fürsten die Waffen aus der Hand zu nehmen. Mitten im Winter reiste er mit seiner Gemahlin und seinem dreijährigen Söhnchen über den Mont Cenis nach Italien, um den Papst zu treffen und sich von ihm persönlich die Losprechung zu erbitten. Gregor befand sich bereits auf dem Wege nach Deutschland. Als er von dem Herannahen Heinrichs hörte, deutete er dies in feindlichem Sinne und nahm deshalb seine Zuflucht in ein Schloß der Markgräfin Mathilde, Canossa. Hier spielte sich dann die Szene ab, die von oberflächlichen, geschichtsunkundigen Leuten als eine Demütigung des Königtums dargestellt wird. Die Phantasie hat die von Heinrich freiwillig übernommene Buße ausgeschmückt und unmensliche Grausamkeit und erniedrigende Forderungen dem Papste in die Schuhe geschoben. Es ist aber festzuhalten, daß das was Heinrich als Buße tat, von ihm freiwillig gewählt war. Von Auferlegung einer Buße kann keine Rede sein. Der Papst war in einer Zwangslage. Er hatte den deutschen Fürsten versprochen, in Augsburg die Sache zu entscheiden. Wenn er nun vorher eine Entscheidung traf, mußten die Fürsten verlegt werden. Er löste Heinrich vom Kirchenbann, nicht aber von seinen politischen Verpflichtungen. Die Streitsache sollte wie vereinbart in Augsburg zur Verhandlung kommen.

(Fortsetzung folgt)

Der hl. Kilian — der Apostel des Frankenlandes

8. Juli.

Herodias aber wollte ihn töten.

(Mark. 6, 19.)

Ueber der herrlichen Frankenstadt Würzburg schwebt das Bild eines Apostels und Blutzeugen — des heiligen Kilian.

Der hl. Kilian, das Kind einer irisch-schottischen Familie, zeigte von Jugend auf einen tief religiösen Sinn. Die hl. Bücher waren seine Lieblingslektüre. Sonst weiß man nichts von seiner Jugendzeit und der Zeit der Ausbildung. Wahrscheinlich stand er als Bischof ohne Diözese einer Klosterschule vor. Als er nun eines Tages die Worte des Herrn las: „Wer mit nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!“ wurde er von dieser Aufforderung so ergriffen, daß er seine Schüler zusammenrief, ihnen erklärte, daß er Heimat und Vaterland verlassen wolle, um den noch heidnischen Germanen den Gekreuzigten zu verkünden. Etz seiner Schüler schlossen sich ihm sogleich an, unter diesen der Priester Kolonat und der Diakon Totnan.

Der Heilige zog durchs Frankenreich, setzte bei Mainz über den Rhein und arbeitete sich dann weiter durch bis er im Maintal zu der Würzburg kam, einem Kastell, das die ganze Maingegend dort beherrschte. Auf der Burg gebot der Herzog Gzbert, ein Enkel Rabulfs, den der Frankenkönig Dagobert zum Herzoge in Thüringen bestellt hatte.

Schon früher hatten christliche Priester diese Gegend berührt; aber die Spuren ihres Wirkens waren kaum noch zu erkennen; das Heidentum herrschte noch in allen Herzen. Wie Kilian aber die herrlich gewellte Umgebung der Burg sah, damals allerdings von weiten unwirtlichen Wäldern bestanden, und die großen Männer mit lichtigem Auge und treuem Herzen, beschloß er, ihnen alle seine Kraft zu widmen. Doch ohne den Segen des Statthalters Christi wollte er sein Missionswerk nicht beginnen. Er redete deshalb seine Begleiter an: „Wenn es euch gefällt, dann wollen wir, wie wir es im Vaterlande ausgemacht, nach Rom pilgern, die Schwellen des Apostelfürsten besuchen und uns dem Antlitz des Papstes Johannes darstellen; zugleich wollen wir aber auch vom apostolischen Stuhle die Erlaubnis nachzuwachen, in dieser Gegend den Namen unseres Herrn Jesu Christi verkünden zu dürfen; haben wir diese Vollmacht erhalten, dann wollen wir hierher zurückkehren und mit Vertrauen predigen!“ Den Gefährten Kilians gefiel diese Rede. So zogen sie wohlgenut zur Hauptstadt der Christenheit. In Rom war unterdessen Papst Johann V. gestorben — im Oktober 686 — sein Nachfolger war Papst Konon.

Dieser nahm den Heiligen mit Freuden auf. Nachdem er sich von seiner Rechtgläubigkeit überzeugt und auch erfahren, wie hochgebildet der Heilige war, gab er gern mit den besten Wünschen die Erlaubnis zur Predigt im Frankenlande. Ein Teil trennte sich nun vom Heiligen; nur Kolonat und Totnan blieben ihm treu; und mit ihnen betrat er dann mit dem Segen und der Vollmacht eines Apostels Würzburg zum zweitenmale.

Sofort begann er mit der Predigt des Evangeliums. Ein reicher Erfolg lohnte schon bald seine Arbeit. Selbst Herzog Gzbert nahm die christliche Religion an und ließ sich mit vielen Vornehmern taufen.

Gzbert hatte nach der heidnischen Gewohnheit seines Volkes die Witwe seines Bruders, Geilana, zur Frau genommen. Nach christl. Auffassung war diese Ehe unerlaubt. Als Kilian den Herzog hinfänglich in der Religion des Kreuzes, des Entlagers gefestigt sah, bat er ihn, sich von der Verwandten zu trennen, um so auch seinem Volke ein gutes Beispiel zu geben. Gzbert sprach zu ihm: „Schwereres predigst du als zuvor, doch aus Liebe zu Christus will ich die Gattin, die ich bis dahin liebte, verlassen!“

Als dies Geilana hörte, faßte sie einen unbändigen Haß gegen den Bischof.

Der Herzog hatte sein Versprechen noch nicht ausgeführt, da wurde er vom Frankenkönig Pipin zum Heereszuge gegen den austraischen König Theoborich aufgerufen. Während nun der Herzog seine Lebenspflicht erfüllte, ließ Geilana den hl. Kilian zugleich mit Kolonat und Totnan ermorden, die Leiber der Ermordeten samt allen kirchlichen Geräten aber an einem unbekannten Orte verscharren.

Der Herzog kam heim und fragte nach dem Missionare. Geilana tat, als wisse sie nicht, wo er sei. Da sprang auf einmal der Mann, der im Namen der Herzogin den Mord ausgeführt, auf die Herzogsburg und schrie, von Raserei befallen: „Kiliana, der Heilige Gottes, brennt mich mit unausslöschlichem Feuer!“

Da berief der Herzog das Volk, um es zu befragen, was mit dem Mörder geschehen sollte. Ein von Geilana gedungener Mensch trat dann vor mit dem Vorschlage: „Befreie den Unglücklichen von den Banden, in die er geschlagen ist, und überlasse ihn sich selbst, daß er prüfe, ob der Gott der Christen so mächtig, so allwissend, so gerecht ist, als man sagt! Denn ist es so, dann wird er seine Diener rächen, und wir haben daran ein Zeichen, bei der Taufe zu bleiben. Mächt er seine Diener nicht, so wollen wir der großen Hulda dienen, wie unsere Väter getan und gut dabei gestanden!“ Man ließ den Mörder frei, und sogleich fiel er sich selbst an und zerfleischte sich mit den Zähnen. Das ganze Volk sah mit Staunen dies Ereignis und blieb der Lehre treu, die der Blutzeuge hl. Ehegesehe verkündet. Auch Geilana soll dann in Raserei verfallen sein.

Später wurden die Ueberreste des Heiligen und seiner Gefährten aufgefunden und vom hl. Burchard, dem ersten Bischofe der fest umgrenzten Diözese Würzburg, in der Marienkirche der Herzogsburg beigesetzt. Nicht lange nachher wurden sie aber zu Tal in die Münsterkirche übertragen, wo sie noch heute ruhen.

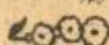
Der hl. Kilian aber ist der Patron des fränkischen, reichen Frankenlandes.

Der hl. Kilian verlangte vom Herzog Gzbert, als er ihn für stark genug hielt, die Erfüllung dessen, was er als Taufgelübde geschworen. Es wurde dem Herzog wohl schwer, trotzdem wollte er ernstem Willens das leisten, was er übernommen. Auch du, lieber Leser, hast bei der Taufe durch deinen Paten, die Erfüllung jeglicher Christenpflicht übernommen, hast bei deiner ersten hl. Kommunion dies Versprechen erneuert: nur insofern du dieses Versprechen auch hältst, bist du ein wahrer Christ. Aber die Erfüllung dieses Versprechens bringt dir nicht nur ewigen Lohn. Nein, schon hier auf Erden bringt es dir den wahren Herzensfrieden und das tröstliche Bewußtsein, dein Wort in der herrlichsten Sache gehalten zu haben.

„Was du versprichst, das halt! Gebrochenes Versprech ist in Feindes getan's, doch ein gesprochenes Verbrechen!“

(Häckerl.)

P. S. B. D. F. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den Geboten Gottes.

Weshalb sollen wir sie halten?

Wir sollen die Gebote Gottes halten, weil sie uns eine heilige Schutzwehr sind auf der gefährlichen Bahn des Lebens, weil sie jeder Zeit und unserer ganz besonders nötig sind. Doch wir haben noch viel gewichtigere Gründe zur Haltung der göttlichen Satzungen!

Wir müssen die Gebote Gottes beobachten, weil Gott es will! Wenn schon jeder Gesetzgeber nur deshalb seine Gesetze gibt, damit sie gehalten werden; wenn schon jeder Gesetzgeber, der das nicht wollte, sich der Bächerlichkeit preisgeben würde; um wieviel mehr müssen wir von Gott annehmen, daß er aus strengster Verlangt, alle die Gebote zu halten, die er unter Blitz und Donner auf Sinai gegeben? Dieser sein Wille ist so ernst, daß er

leben, der seine Gebote nicht hält, von seinem Reiche ausschließt: vom Reiche der Gnade hinsteden, vom Reiche der Glorie droben. „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird ins Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen!“ (Mt. 7, 20–21.) „Willst du zum Leben eingehen, dann halte die Gebote!“ (Mt. 19, 17.) Diese Worte der ewigen Wahrheit, des großen Völkerlehrers sind so bestimmt, daß sie gar kein „Aber!“ zulassen. Diese Worte zeigen, daß die Gottesgebote nicht allein eine hl. Schutzwehr am Lebenswege sind, nein, daß sie dieser Lebensweg selbst sind, daß sie sind: Eingangstor ins ewige, glückliche Leben.

Daß die Apostel das Gleiche lehrten, ist eigentlich selbstverständlich. „Nicht die Hörer des Gesetzes sind gerecht vor Gott, sondern die Befolger des Gesetzes werden gerechtfertigt werden.“ (Röm. 2, 13.) „Was nützet es, Brüder meine, wenn jemand sagt, er habe den Glauben, wenn er aber die Werke nicht hat? Kann etwa der Glaube ihn selig machen?“ (Jak. 2, 14.)

Diese Sprache ist gerade so bestimmt und klar wie die des göttlichen Heilandes selbst. Ohne die Haltung der zehn Gebote Gottes werden wir nie unser ewiges Ziel erreichen, werden wir nie Teilnehmer der ewigen Seligkeit sein, werden wir nie am Tische des himmlischen Gastmahles sitzen, das Gott nur denen bereitet hat, die seine Satzungen treu beobachten. Erst dann erhält der Glaube seinen Ewigkeitswert, die Aufrichtigkeit, die vor Gott eine Sache wertvoll macht. Den Gedanken, daß der Glaube ohne die Erfüllung des göttlichen Gesetzes wertlos sei, hat der hl. Ephrem der Syrer schon in seinen Werken: „Wenn du vom Glauben redest, so siehe zu, daß du ihn ausübst: denn du mußt doch begreifen, daß der Glaube ohne Werke tot ist.“ Ähnlich spricht der hl. Gregor und der hl. Chrysostomus: „Nur jener hat den wahren Glauben, der durch die Werke dasjenige ausübt, was er glaubt.“ — „Sorget, daß euer Leben den Ruhm des rechten Glaubens entspreche; denn der Glaube ohne Werke ist tot.“

Uebrigens sind das solche Selbstverständlichkeiten, daß sie für einen natürlich denkenden Menschen gar nicht bewiesen werden müssen. Ebensovienig, daß die Gebote Gottes in ihrer Gesamtheit alle Menschen verpflichten. Alle, die das Himmelreich besitzen wollen — dazu sind alle berufen — müssen auch die Gebote dessen halten, der über dieses Reich gebietet. Daß aber der Uebertreter eines Gebotes schuldig ist allen gegenüber, spricht die hl. Schrift wieder so ganz bestimmt aus: „Wer das ganze Gesetz hält, aber nur ein Gebot übertritt, der verschuldet sich an allem!“ (Jak. 2, 10.) Der verschuldet sich eben gegen den, der alle Gebote gegeben hat.

Aber sagst du mir: „Ich kann die Gebote Gottes nicht halten!“

Lieber Freund, das kannst du wohl! Und zwar je mehr du dich nicht auf eigene Kraft verläßt, sondern auf die Gnadenhilfe Gottes, womit du allerdings deinen guten, deinen besten Willen verbindest. „Wir sind nicht tüchtig durch uns selbst etwas zu denken — geschweige zu tun! — sondern unsere Tüchtigkeit ist aus Gott.“ (Kor. 3, 5.) Bekannt ist das Wort des hl. Augustin: „Gott befiehlt nichts Unmögliches. Wenn er dir etwas befiehlt, so ermahnt er dich, zu tun, was du vermagst, und um das zu bitten, was du nicht vermagst, worauf er dir dann hilft, daß du es vermögst.“

Die treffendste Antwort auf deine lahme Entschuldigung geben dir die Heiligen aus allen Ständen, Lebenslagen und Lebensaltern: Ein hl. Simeon, der mit 120 Jahren, eine hl. Agnes, die mit 13 Jahren die Qualen eines grausamen Martyriums auf sich nahm; ein hl. Isidor von Madrid, der sich im Bauernstande, ein Mauritianus, der sich im Soldatenstande zu den Höhen der Heiligkeit emporrang; eine hl. Rothburga, die als Dienstmagd, ein hl. Heinrich, der auf dem Kaiserthron die Satzungen des Herrn un-

tadellich bewahrte. Ja, die Heiligen, die gleich dir Menschen waren, dessen Sinn von Jugend an zur Sünde neigt, haben nicht nur die Gebote Gottes einfachhin beobachtet, sondern darüber hinaus das getan, wozu sie die Einsprechungen des Himmels antrieben. Und freudig sind sie den Weg des Heiles gelaufen. Versuche auch dich zu dieser Freude aufzuraffen, und du wirst immer mehr einsehen, daß du die Gebote des Herrn nicht nur halten kannst, daß du sie sogar leicht halten kannst.

Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht! sagt der göttliche Heiland. „Dieses ist die Liebe Gottes, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer“, sagt der Lieblingsjünger; und das ist wieder so bezeichnend. Wenn auch in deinem Herzen die Gottesliebe glüht, dann wirst du dem Heiligen freudig zustimmen; wenn dieser Gottesfunken in dir erloschen ist, wird man dir vergebens zu beweisen suchen, daß der Gottessohn und seine Jünger recht haben.

Dann wirst du zu weiteren Entschuldigungen deine Zuflucht nehmen und sagen: „Andere tun es auch nicht!“

Was hilft es dir, wenn's andere auch nicht tun? Was hilft es dem Mörder, wenn er sagt: „Andere haben es auch getan!“ Er ist doch trotz dieser Entschuldigung dem Henker verfallen. Und deine Entschuldigung hilft dir zu nichts, als daß du meistens bei denen stehst, die in stummer Verzweiflung schreien: „Ihr Berge, fallet über uns her, und ihr Hügel, bedeckt uns!“

Und gerade soviel nützt die frivole Entschuldigung, die man wohl aus dem Munde des Leichtsinns oder der Gottlosigkeit hört: „Was liegt daran?“

Alles liegt für dich daran! Gehst du die Wege, die die Gebote des Herrn dir zeigen, dann endet deines Lebens Bahn an den festgenagelten Toren einer lichten, beglückenden Ewigkeit. Weichst du von diesem Wege ab, schreitest du die breite Bahn der Sünde, die gemächliche Straße, die durch kein Gebot eingengt ist, dann mündet dein Lebensweg dort, wo ewige Finsternis, ewiges Quälen, ewiges Hungern und Dursten, ewiges Heimweh deine Seele martert.

Daß dir deshalb das Wort der hl. Schrift gesagt sein: „Haltet und tuet, was Gott, der Herr, geboten, und weicht weder zur Rechten noch zur Linken!“ (5. Mos. 5, 32.) Lasset uns alle zusammen das Ziel aller Rede hören: „Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das ist der ganze Mensch!“ (Pred. 11, 18.)

Das ist der ganze Mensch!

Das erfährst du, lieber Leser so oft an dir selbst. So oft du deinen Gott nicht fürchtest, so oft du seine Gebote nicht hältst, geht ein Stück edlen Menschentums mit seinem lichten Glücke fort aus deiner Brust, und an seine Stelle tritt etwas, was nicht vom „ganzen Menschen“ ist, an seine Stelle tritt die Unrast, der Unfrieden, die den Menschen zerreißen, in seinem edelsten Wesen ihn verwirren!

Sorge, daß du mit dem königlichen Sänger sagen darfst: „Deine Gebote, Herr, sind süßer als Honig und Honigseim. Dein Knecht bewahrt sie, und in ihrer Beobachtung ist vielfache Vergeltung!“



Etwas für Eheleute

Plauderei von W. Weber.

Ihr Zwei seid miteinander verheiratet; ihr habt euch die Hand darauf gegeben, daß ihr in ehelicher Liebe und Treue miteinander leben wollt, bis der Tod euch scheidet. Vielleicht hat mancher in der Ehe nicht das gefunden, was er vor derselben und in den Flitterwochen erwartet hatte; vielleicht ist über manchen schon eine Art Reue gekommen, daß er den oder die gewonnene, oder daß er überhaupt geheiratet hat. Solche Gedanken sind als unnützlich und gefährlich sofort zurückzuweisen. Sinne man lieber darüber nach, was von jetzt an zu tun ist, um das eheliche Leben möglichst glücklich zu gestalten. Was wäre zu diesem Zwecke zu tun? Alban Stolz sagt:

Vor allem suchet Einklang. Wenn zwei Ochsen an einem Joch ziehen und der eine will rechts und der andere links, der eine vorwärts und der andere rückwärts, so plagen sie einander und der Wagen kommt nicht vom Platz oder doch nicht auf die rechte Art und fährt leicht in einen Graben. — Ja, aber welcher Ochse soll dem andern nachgeben? Es könnte jeder zu dem andern sagen: „Ich bin so viel als du; richte du dich nach mir, ich richte mich nicht nach dir!“ Und ebenso könnte der andere Ochse zu seinem Nebenochsen sagen: Wie ist da zu helfen, wer hat recht von diesen zwei Ochsen? Keiner hat recht, wenn keiner dort hinaus will, wohin der Fuhrmann will; wenn aber einer nach des Fuhrmanns Absicht läuft, so soll der andere Mitochse nach diesem sich richten. — Das wollen wir jetzt auf die Eheleute anwenden. Ich will euch damit keinen Schimpf antun, als wären ihr Ochsen; denn das weiß ja alle Welt, daß Eheleute keine Ochsen sind; es ist nur so ein Gleichnis und soll soviel sagen: wenn ihr nicht einig seid, so wird es gar elend gehen; wenn auch der eine Teil es recht macht, z. B. die Kinder strast, wenn sie nicht folgen oder Böses tun; der andere Teil legt sich aber darein und will die Kinder nicht schlagen lassen, so wird selbst der vernünftige bessere Theil nicht viel ausgerichtet und alle zwei werden schlecht fahren und es wird ein elendes Gezucht von Kindern geben.

Du Frau hast eben nicht den Erzengel Gabriel geheiratet, und du Mann, deine Frau wird eben auch keine Esther oder ein seraphinischer purer Geist sein, sondern ein menschliches Geschöpf mit seinen Fehlern und seiner Gebrechlichkeit. Darum müßet ihr miteinander Geduld haben, alle Tage von Morgen bis Abend, im Kleinen und im Großen.

Wollt ihr aber einander zum Teufel werden und im Ehestand vorläufig die Hölle probieren, so will ich euch jetzt sagen, wie ihr das anrichten müßt. Herr Ehemann, wenn deine Frau die Suppe nicht genug gesalzen hat oder Geld begehrt zum Eintauchen, dann schimpfe, daß die Fenster zittern. Und wenn du spät nach Haus kommst und hast viel Geld vertrunken oder verspielt und die Frau macht dir Vorwürfe, dann schlag gleich drauf und nimm sie an den Haaren und gib ihr ein paar Rippenstöße und Trille, damit sie ein andermal still ist. Wenn sie aber von selber still und gebüdig ist, so schimpf und schlag sie doch, als sei sie falsch und gönne dir das Wort nicht. Und wenn sie kränklich ist und ein kränklich Gesicht macht, dann brumm' und schimpf über das viele Kranksein, den! und sag, es sei nur Verstellung und du wolltest ihr die Augen schon aus dem Kopf bringen; und vertreib dir dann im Wirtshaus den Verdruß mit Trinken und Spielen bis in die späte Nacht hinein. — Und du, Ehefrau, wenn der Mann mit einer Person einmal freundlich geredet hat, dann mach' ihm ein Gesicht, wie wenn du gerade Wurmkraut geschluckt hättest und gib ihm wenigstens sieben Tage lang kein gutes Wort mehr. Und wenn er das Schönelein abstrast am Leib wegen seiner Unarten, so gib dem Mann vor dem Schönelein Schimpfnamen, er sei ein Tyrann, er solle seinen Kindern Brot und keine Schläge geben. Und wenn dich der Mann etwas heist, so zeig' ihm, wer Meister ist, und tue es ihm zu leid nicht, damit er inne wird, daß er nichts zu befehlen habe. Und wenn er dir grob kommt, so lauf' davon und gehe etliche Zeit nicht mehr zu ihm, und sag' es auch recht den Leuten rund herum, was du für einen schlechten Kerl habest, und wie du bei den vielen Streithändeln allseits so unschuldig siehst wie ein Lamm. Und hast du eine alte Schwiegermutter oder gar eine Schwägerin im Haus, so laß dir von der nichts gefallen und doch es ihr danach, daß sie bald satt habe und vor Verdruß sterbe oder lebendig davonlaufe.

Seht, ihr Eheleute, wenn ihr es auf die Art macht, so ist das die allersicherste Vorbereitung für die Hölle; denn nach dem Tode kommt jeder dorthin, wo er hinpaßt. Wer im Unfrieden gelebt hat, der kommt dorthin, wo ewiger Jörn und Unfriede flammt; wollt ihr aber an den Ort des ewigen Friedens und der ewigen Ruhe, so probiert zuerst selber auf Erden schon in Ruhe und Frieden zu leben. Suchet durch sanftmütiges, freundliches Breden einander zu bessern; und wenn ihr zornig seid, so schweig' still, bis der

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

...den Stationen,
...stellen bant
...gegründet
...vermehren

Born verrückt ist, damit nicht ein giftiges Wort
herausfähre, zünde und Verdruss erzeuge.
Willst du, geliebte Frau, das Herz aus-
schütten und erleichtern, so laß' nicht zu der
geschwätigen Nachbarin oder guten Freunden,

sondern gehe in dein Kammerlein und bete fromm.
Bete oft und viel zu Gott, daß er deinem leicht-
sinnigen Manne Besserung des Sinnes und des
Wandelns verleihen möge. Bei Gott ist kein Ding
unmöglich

jungen Mann gebrauchen können für die Ernte-
arbeiten.

Ein heller Schein flog über des Mägdeleins
Gesicht.

„Wirklich? Möchten Sie dem Vater bei der
Ernte helfen? Da schickt Sie Gott. Er sagte erst
heute früh, daß er sich jetzt verdoppeln möchte;
die Arbeit drängt und die Leute bedürfen der
Anleitung, wenn sie etwas schaffen sollen.“

„Und ich der Beschäftigung! Es läge mir viel
daran, ein gutes Zeugnis von Ihrem Vater zu
erwerben.“

Das Mägdelein nickte:
„Der Vater ist gut und weiß treue Arbeit
zu schätzen.“

Sie grüßte ihn noch einmal und dann eilte
sie hinein.

„Ich habe Brot im Backofen, und das Mittag-
essen will bereitet sein“, sagte sie, ihre Wile zu
entschuldigen.

Ignaz Friedrich aber sah dem Mägdelein nach
und ein eigen frohes Leuchten brach aus seinen
Augen.

„Ich wollte, das Mägdelein hätte recht und
Pächter Rudolf ließe mich sein Gefelle sein“

IV.

Und das Mägdelein hatte recht, denn Pächter
Rudolf ließ Ignaz Friedrich seinen Gefellen sein,
nicht nur, weil er einen solchen gebrauchen konnte,
sondern weil Ignaz Friedrich gar so gut von
zwei geistlichen Herren empfohlen war und sich
selber obendrein durch seine liebenswürdige, ein-
fache Art empfahl.

Freilich, Gehalt konnte Pächter Rudolf seinem
jungen Volontär nicht geben, aber das verlangte
er auch nicht.

Der junge Mann wollte nur für die nächsten
drei Monate Beschäftigung haben, und sich wo-
möglich ein gutes Zeugnis über seine Leistungs-
fähigkeit verdienen, und wenn der alte Pächter
auch seine Verwunderung darüber gehabt hatte,
daß sein junger Gefelle so wenig von der Praxis
der Landwirtschaft verstand, seinen heilen Kopf,
seine willige Hand hatte er gleich anfangs zu
schätzen vermocht.

Auch hatte Herr Friedrich eine ungemein nette
Art, mit den Arbeitern zu verkehren; sie liebten
ihn wegen seiner Leutseligkeit und ehrten ihn,
weil er sie zu regieren verstand. Kein Zweifel, der
junge Verwalter war ihm für die Erntezeit eine
große Hilfe, die Hälfte seiner Arbeitskraft konnte
er getrost auf die Schultern seines Gefellen legen
— aber mehr noch, die seiner Sorgen half ihm
Ignaz Friedrich leichter machen.

Wie's so gekommen, Pächter Rudolf wußte es
selber nicht, aber sein Herz war ihm aufgegangen
dem jungen Manne gegenüber, der so viel Ver-
ständnis und Interesse für Briskow und die
Pachtverhältnisse des Gutes zeigte.

Wie manchen Abend vergaßen die beiden
Männer ihre Müdigkeit, um den Ertrag der
Felder und Wiesen zu berechnen, was überhaupt
aus Briskow gemacht werden könnte, wenn auch
nur geringe Opfer von seinen Besthern gebracht
würden, während so beim besten Willen seines
Pächters und seiner unverdrossenen Arbeit das
Gut immer mehr herunterkommen mußte.

Wie dann Ignaz Friedrichs Wangen glühten
vor Entrüstung und mit welchen Kraftausdrücken
er den Herrn von Briskow bedachte!

Pächter Rudolf hatte seine Not, den jungen
Brauselkopf zu beschwichtigen, und eigenartig und
starkend zugleich war es, dem Pächter, dem seine
schwere Pacht das Haar vor der Zeit gebleicht
und die Stirne mit Sorgenfalten durchzogen,
seinen Verpächter verteidigen und entschuldigen
zu hören gegen die hitzigen Angriffe seines jun-
gen Verwalters.

Darüber erwachte aber in Rudolfs Herzen ganz
allmählich und unerwartet neue, leise Hoffnung.

Ignaz Friedrich hatte recht. Traute er wirk-
lich seinem Verpächter ehrlichen Willen zu, so
mußte auch eine klare genaue Darlegung der
Verhältnisse ihn schließlich dahin bringen, selber
nach Briskow zu kommen, um sich von den Miß-
ständen zu überzeugen, die seinem Pächter von
Jahr zu Jahr mehr ein Hindernis würden, um
das aus dem Gute herauszuwirtschaften, was
herausgewirtschaftet werden mußte

(Fortsetzung folgt.)

Ein edles Herz

Erzählung von Rebeatis

Robben verboten.

(Fortsetzung)

„Auf Ros'-Marie's Wohl!“ rief Ignaz Friedrich,
das Glas an seine Lippen legend. Und jetzt schien
er auch seine Müdigkeit abgeschüttelt zu haben, die
Farbe war in seine Wangen zurückgekehrt, und
seine Augen blickten hell.

Seiter plauderte er mit den Kindern, und als
er von dem kräftigen Brote und der frischen
Butter gut zugehört, forderte er das Kleeblatt
auf, ihm das Vieh zu zeigen, wozu dieses natürlich
mit großem Vergnügen bereit war.

Da man beim Schneiden des Getreides und
dem Mähen der Wiese war, befanden sich die
meisten Pferde im Stall. Sie waren gut gehalten,
aber zum großen Teil alt und verbraucht, einige
junge Tiere abgerechnet, die der Pächter selber
gezogen hatte.

Mit prüfenden Blicken erkannte Ignaz Fried-
rich das sofort, wie er auch die prächtigen Kühe
nach Gebühr zu schätzen wußte, die sich in den
Stallhöfen befanden, wie ebenso das Jungvieh.
„Eure Kühe gefallen mir, aber ich hätte ge-
glaubt, ihr hättet mehr“, meinte er, zu Joseph
gewendet, der natürlich wieder der Anführer war.

„Vater sagt, wir haben nicht Platz, viel mehr
aufzustellen, und die zwei besten hat er kürzlich
verkauft, um Geld für die Ernte zu haben. Bauer
Widmann hat sie genommen, sonst hätte er schwer
einen Käufer gefunden.“

„Warum, wenn die Tiere gut waren?“

Joseph machte ein ernsthaft überlegenes Gesicht.
„Ja, aber der nächste Markt ist drei Meilen
von hier und nach Briskow kommt nicht leicht
ein Händler. Es liegt so weit ab und die Wege
sind schlecht.“

„Sagt recht, Joseph, daran dachte ich nicht.
Doch jetzt komm und zeige mir auch das Herren-
haus!“

Geschäftig sprangen die Kinder voran; Joseph
öffnete ein Seitenthürchen.

„Das ist unser Garten! Schauen Sie, steht es
nicht schön darin? Und wie die Rosen blühen!
Die hat Ros'-Marie alle echt gemacht; wir holten
ihre die wilden Stämme aus dem Walde.“

Der Flor hochstämmiger Rosen war in der Tat
herrlich.

„Ob ich eine brechen darf?“ fragte Ignaz
Friedrich.

„Ros'-Marie wird nicht schelten. Sie hat ihrer
so viele!“

Und dann schritten sie den Gartenweg ent-
lang, zu dessen Seiten sich die Gemüsebeete brei-
teten und dessen Ende in den Park auslief, der das
Herrenhaus umgab. „Park“, war freilich eine
Bezeichnung, die diese Wildnis schlecht verdiente.
Dornbüscheln verzauberter Palast hätte nicht wider
und hornerwachsener aussehen können, als
das Herrenhaus von Briskow in diesem Pflanzen-
chaos. Ein schmaler, kaum betretener Weg führte
zu seiner Front.

Es war ursprünglich ein wirklich herrschaft-
licher Bau gewesen, und besonders die Treppentreppe
von architektonischer Schönheit, aber das ganze
sah jetzt so trostlos und verfallen, ja ruinen-
haft aus, daß es ein nur zu herabes Zeugnis
von vergangener Herrlichkeit ablegte.

„Pub“, machte Ignaz Friedrich, „das ist wohl
nur noch ein Rest für Eulen und Töhlen.“

„O nein, nein“, riefen die Kinder, „es sind zwei
hübsche Zimmer darin; Ros'-Marie lüftet sie zu-
weilen und hockt die Polstermöbel, daß die Motten
nicht hineinkommen. — Sehen Sie die vier
Fenster links im Erdgeschoß?“

„In der Tat, da sind noch Vorhänge und
ganze Fensterscheiben.“

„Ja, der große Sturm, der fast die alte Scheune
weggeführt hätte, hatte sie fast alle zertrümmert.
auch an jenen Fenstern waren mehrere Scheiben

kaputt, aber Ros'-Marie hat doch noch einige ganze
herausgefunden und sie statt der zerbrochenen
eingesetzt.“

„Ros'-Marie ist sehr geschickt.“

„Das ist sie und sie hat auch das alte Schloß
gern. Wenn's draußen nicht gar zu viel mehr
zu tun gibt und die Ernte eingebracht ist, gehen
wir oft des Abends hierher und setzen uns auf
die Treppe dort, dann erzählt uns Ros'-Marie
Märchen von dem Prinzen und dem verzauberten
Schloß und dann denken wir, das Schloß hier
wäre auch ein verzaubertes, und wie herrlich
es wäre, wenn wir das Zauberwort kennen,
das den Zauber bann löst. Wenn's aber dann der
Vist ein bißchen graulich wird, — sie ist noch ein
kleines dummes Ding“, flüsterte Joseph leise und
gönnenhaft, „dann fangen wir zu singen an —
Ros'-Marie kann's gar zu schön.“

„Ich glaub's schon und bin sehr neugierig
auf die Ros'-Marie. Ob sie das Brot schon im
Ofen hat?“

„Sollen wir einmal nachsehen?“

„Ja, tut das!“

Und fort stürmte das kleine Dreigespann, und
Ignaz Friedrich lehnte noch einen Augenblick
gegen einen der Treppenseiler und schaute nach-
denklich auf das Herrenhaus von Briskow.

Da öffnete sich die Türe des Pächterhauses
und heraus trat eine Jungfrau.

Ignaz konnte nicht zweifeln, daß es die viel-
besprochene Ros'-Marie sei und doch war er über-
rascht.

Er hatte sie sich als ein frisches, kräftiges
Landmädchen vorgestellt; und frisch und kräftig
war die jugendliche Gestalt allerdings. Aber sie
war auch ungemein anmutig, ja, eine Königin
hätte nicht königlicher einhergehen können, als
Ros'-Marie es tat, so einfach und schlicht auch das
Kattunkleidchen war, das sie trug, und obgleich
nicht das Szepter, sondern ein Mischeimer ihr
Attribut war.

Die Ros'-Marie ging, um die Schede und die
rotbraune Kuh zu messen! Ignaz Friedrich sah
ihre nach, bis sie in dem Stall verschwunden
war. Vielleicht hätte er es gern dem Joseph
und dem Heinz nachgemacht, die hufelnd hinter
ihre drein gelaufen kamen, allein das ging doch
wohl nicht an, und so setzte er sich wieder unter
die Linde und trank noch ein Glas von dem hier
gebrauten Bier; es war ja köstlich frisch.

Wahrscheinlich war es auch von der jungen
Maid gebraut worden: die Ros'-Marie konnte ja
alles. Und dann ging Ignaz Friedrich zu träu-
men an, und so versunken war er in sein Sinnen,
daß er es nicht gewahr geworden, daß Ros'-
Marie mit einem vollen Eimer schäumender Milch
schon bis zur Linde, unter der er saß, heran-
getreten war. So fuhr er denn schier verlegen
in die Höhe, als der Gruß der Jungfrau plötzlich
sein Ohr berührte. Ros'-Marie hatte den Eimer
hingestellt und mit schöner Ruhe und kindlicher
Offenheit hieß sie ihn willkommen.

„Die Kinder haben's erzählt, daß Sie ein
Anliegen an den Vater haben; er wird bald
mit den Knechten heimkommen“, sagte sie sehr
freundlich.

„Ich danke Ihnen für Ihren Willkomm“, er-
widerte Ignaz Friedrich, noch ganz in dem Damm
der holden Erscheinung des Mägdeleins. „Und
auch, daß Sie den Fremdling so gastlich er-
quideten.“

Und wie Ros'-Marie jetzt den Eimer wieder
aufnahm, um in das Haus zu gehen, da sagte er
hastig hinzu:

„Ich komme von Cromberg, ich habe eine
Empfehlung von Ihrem Herrn Varrer — und
er — und ich meinten, Ihr Vater möchte einen